

Frieden, auch wenn es anstrengend ist

(Morgenkolumne ZEIT ONLINE; Christian Vooren)

In einem Dorf leben arabische und jüdische Israelis zusammen. Seit dem Angriff der Hamas ist das nicht immer leicht, aber umso wichtiger. Man könnte hier viel lernen.

Friedensdörfer bauen sich nicht von allein, schon gar nicht im Nahen Osten. Was klingt wie eine Binsenweisheit, ist am Ende nicht so trivial. Der Staat Israel ist auch als Reaktion auf das wohl größte Verbrechen der Menschheitsgeschichte entstanden, den Holocaust. Kriege in der Region sind nicht selten und selbst innerhalb der israelischen Gesellschaft schien Konsens seltener als Dissens. Doch Terror und Krieg sind etwas anderes als Streit. Streit kann etwas Produktives haben, sogar etwas Befreiendes. Aber er ist auch harte Arbeit und er will gelernt sein. Wohl kaum irgendwo wissen sie das besser als in Neue Schalom/Wahat al-Salam. Schon der sperrige Name lässt es erahnen, dass hier nicht alles einfach ist. Neue Schalom ist hebräisch, Wahat al-Salam arabisch. Beides bedeutet: Oase des Friedens. Das Dorf liegt etwa auf halber Strecke zwischen Jerusalem und Tel Aviv, über eine kurvige, eher einsame Straße entlang auf einem Hügel zu erreichen. Nicht viel drumherum, keine religiösen oder kulturellen Stätten, um die es sich streiten ließe. Es gibt ja schon genug andere Themen

Etwa 300 Einwohner hat das Dorf, das sind ungefähr 100 Familien, zu gleichen Teilen jüdisch und arabisch. Das ist kein Zufall, sondern die Essenz des Projekts, das es seit den Siebzigern gibt und das seitdem wächst. Es gibt keine religiösen, ethnischen oder kulturellen Mehr- und Minderheiten, alle zählen gleich. Hier wollen sie zeigen, dass ein Miteinander möglich ist, nicht nur ein Nebeneinander.

Seit die Hamas vor genau einem Monat mehr als 1.300 Israelis, Jüdinnen und Juden, Frauen, Kinder und Alte ermordete, folterte und schändete und seit die israelische Armee als Antwort darauf den Gazastreifen in den Erdboden bombt, kommen sogar die so dialogerfahrenen Dorfbewohner an ihre Grenzen.

Einerseits sind da die jüdischen Einwohner. Sie fürchten den Terror und die Hamas. Viele kennen jemanden, der enge Freunde oder Verwandte bei den Anschlägen verloren hat. Israel ist ein kleines Land. Andererseits sind da die arabischen Einwohner. Sie sorgen sich um Angehörige im Gazastreifen und fürchten, in Israel zum Ziel von Anfeindungen zu werden. All diese Gedanken sind nachvollziehbar, aber die Sorgen der einen sind eben nicht die der anderen. Und so wird es schwieriger, einander zuzuhören. Was sie hier besser verstanden haben als andere: **Schwierig heißt nicht unmöglich.**

Also fanden seit dem 7. Oktober mehrere Versammlungen in der Gemeinde statt. Zunächst "uninational", wie sie es nennen. Dann treffen sich die beiden Gruppen getrennt voneinander. Nicht um einander auszuschließen, sondern weil es erst einmal darum geht, dass diejenigen mit den gleichen Nöten sich miteinander verständigen. Das ist die Grundlage für gemeinsame Treffen.

"*You can't unite in suffer*", beschreibt Samah Salaime das. Sie ist Palästinenserin und kam 2000 ins Dorf. Sie zog aus Ostjerusalem her, als gerade die Zweite Intifada losging. Salaime habe ihrem Kind eine bessere Erziehung bieten wollen, kein Schulsystem, das Araber und Juden von Kindheit an trennt. "Wir werden Probleme nur gemeinsam lösen können", sagt sie. Im Dorf gibt es keine Synagoge und keine Moschee, die jüdischen und die arabischen Kinder gehen – anders als üblich in Israel – gemeinsam zur Schule.

Roi Silberberg, 42, breites Kreuz, weiches Gesicht und leuchtend pinke Sneaker, ist vor zwei Jahren mit seiner Familie hergezogen. Er ist Jude und leitet die School for Peace im Ort. Dort lernen Erwachsene in Seminaren, sich miteinander auszutauschen. Er selbst besuchte ein solches Seminar 2006 und fand vor allem die Methodik beeindruckend. "Als Erstes musste ich verstehen, dass ich Verantwortung habe. Für meine Gruppe und für mich selbst. Und dass ich von manchen Dingen profitiere, selbst wenn ich nicht einverstanden mit ihnen bin", erinnert er sich. Als er sich damals auf das Seminar bewarb, bekam er die Zusage unter der Bedingung, dass er einen arabischen Teilnehmer mitbringen müsse. Also ging er in seiner Uni auf die Suche. Die strenge Parität führte also schon zu einem Austausch, bevor der Kurs überhaupt angefangen hatte. Silberberg, Salaime und all die anderen im Dorf beschreiben die vergangenen vier Wochen als schwierig. Silberberg sagt, denjenigen, die sonst nicht so viel diskutieren, fiel es heute noch schwerer, weil das Misstrauen gewachsen sei. Aber er habe auch erlebt, wie stark der Wille bei allen sei, sich in diese Partnerschaft einzubringen. Salaime sagt: "Wenigstens hat seit Beginn des Krieges niemand das Dorf verlassen."

Der Druck kommt jedoch nicht nur von innen, sondern auch von außen. Journalisten interessieren sich seit Kriegsbeginn wieder vermehrt für das Projekt, und das macht es für die Bewohner nicht immer einfach. Es gibt ein gewisses Misstrauen gegenüber Reportern. Zu oft sei man nicht richtig verstanden worden, sagt ein Mann im Café. Und: Die verbindende Botschaft, die in friedlicheren Zeiten von Newe Schalom /Wahat al-Salam ausgeht, wird nicht von allen da draußen als etwas Positives gesehen. Es gab in der Vergangenheit schon Brandanschläge, auch auf die School for Peace. Manche Menschen wollen einfach keinen Frieden. Jetzt ist die Angst noch einmal größer. Die Zufahrt zum Dorf ist neuerdings durch ein Stahltor verschlossen, Fremde kommen hier nicht unbemerkt herein. Auch darüber gab es Debatten im Ort, manche waren dagegen, um sich nicht wie israelische Siedler abzuschirmen, andere waren dafür, aus Sicherheitsgründen. Ihre Argumente gewannen diesmal. Das Tor ist vor allem für Autos, nicht das gesamte Dorf ist eingezäunt. Es gibt einen kleinen Parkplatz nicht weit vom Eingang. Hier liegen einem die Mandelbäume in den Händen zu Füßen. Bei klarer Sicht kann man die Skyline von Tel Aviv fast erkennen. Als es an diesem Abend langsam dunkel wird, beginnt das, was man in Israel derzeit häufiger sieht. Vom Gazastreifen fliegen die Raketen der Hamas Richtung Norden, von dort schießt der israelische Iron Dome, irgendwo in der Luft treffen sich die Raketen und explodieren in der Luft. Ein sinnloses, tödliches Feuerwerk. Und eine Erinnerung daran, warum Projekte wie dieses wichtig sind – selbst wenn es nicht immer leicht ist.